

Zur 200. Wiederkehr von Winckelmanns Geburtstag

Autor(en): **O.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575972>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zeit in der „Deutschen Rundschau“ von Rodenberg publizierte Novelle des verstorbenen Feuilletonredaktors an der „Neuen Zürcher Zeitung“, die schwerflüssig, aber psychologisch fein gesehen und folgerichtig die furchtbare Entdeckung darstellt, welche die einfältige Bäuerin bei einem Besuch ihrer in der Stadt verstorbenen Tochter machen muß. Die Novelle gehört zum Tüchtigsten, was Marti uns hinterlassen hat; die Skizze „Der Traum“ hat im letzten Jahre in der „Schweiz“ gestanden. Er dürfte neben der genannten Erzählung wohl das Beste sein, was das Bändchen enthält; alle vier Skizzen aber, auch die literarisch weniger wertvollen „Bescherung“ und „Zu spät“ zählen ins Gebiet gesunder Volksliteratur, die Fritz Martis kernhafte, aus Bauerngrund erwachsene Weltanschauung ausdrückt.

Weitere Bändchen unter dem Titel „Schweizer Heimatkunst-Novellen“⁶⁾ bringen Erzählungen von Hermann Menzi „Du

liebes Land!“ sowie „Soldatengeschichten“ und andere Erzählungen des in Basel verstorbenen Hans Dettwyler. Hohe literarische Bedeutung ist beiden Sammlungen nicht gerade nachzurühmen; sie sind schlicht erzählt. Hermann Menzis Bändchen bringt u. a. die Bearbeitung von Aufzeichnungen einer Schweizerin, die in Rußland den Krieg erlebt hat; sie besitzen dokumentarischen Wert und lesen sich zum Teil ergreifend. Hans Dettwylers bescheidenem, sympathischem Talent verdanken wir ein paar hübsche Skizzen; im „Traum des kleinen Schreibers“ spiegelt sich erschütternd des Erzählers Schicksal selbst, der unvollendet im 42. Lebensjahr nach einem Dasein voller Sorgen und Not gestorben ist. Als pietätvolles Denkmal verdient das Büchlein dankbare Leser.

(Fortsetzung folgt).

⁶⁾ Weinfelden und Leipzig, Schweizer Heimatkunst-Verlag, 1917.

Zur 200. Wiederkehr von Winckelmanns Geburtstag

(9. Dezember 1917).

Mit einer Kunstbeilage und zwei Abbildungen im Text.

„Es war endlich einmahl, nach fast dreihundert Jahren, Zeit, daß jemand sich an ein Systema der alten Kunst wagete, nicht die unsrige dadurch zu verbessern, die es in wenigen, welche dieselbe treiben, fähig ist, sondern jene betrachten und bewundern zu lernen,“ schrieb Winckelmann am 25. April 1761 aus Rom unserm Salomon Geßner. „Nach fast dreihundert Jahren“: er meint natürlich seit dem Wiederbekanntwerden antiker Kunstwerke gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. In Castel Gandolfo weilt er im Juli 1761, will da bis zum September verbleiben, um, heißt es in Briefen vom 28. Juli an Leonhard Usteri und an Geßner, „meiner Geschichte der Kunst in der hiesigen seeligen und glücklichen Gegend den letzten Seegen zu geben“. 1761 ward vollendet, vor Weihnachten 1763 völlig abgedruckt Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Alterthums“ (in zwei Quartbänden, Dresden 1764), die also bald auch ins Französische, ins Englische übersetzt wurde. Eigentlich betäubend war der Eindruck des Neuen, das hier auf einmal sich darbot. „Wie viel kam hier zusammen! Der erste Versuch einer neuen Wissenschaft, und gleich ein solches Meisterwerk! Man vergegenwärtige sich die

Dürftigkeit der damaligen Prosaliteratur, bei dem schon erwachten und in erster Linie der Nationalinteressen stehenden Wunsche, sie emporzubringen“¹⁾. Wirklich, „wie aus dem Stendaler Schuhflüßersohn der erste große Kunstlehrer Deutschlands und einer seiner wertvollsten Prosaschriftsteller werden konnte, das gehört zu den vielen Wundern der Menschengeschichte, die wir staunend hinnehmen, aber nicht ergründen können“²⁾: durch seine „Geschichte der Kunst des Alterthums“ ist Winckelmann der Vater der antiken Kunstgeschichte in Deutschland geworden und, sagen wir es gleich, der Kunstgeschichte überhaupt; denn jünger noch als die Disziplin der „klassischen Archäologie“ ist die allgemeine Kunstwissenschaft. Wie es weiter heißt im Brief an Geßner vom 25. IV. 61: „Hier half kein Gewäsch, sondern man sollte bestimmt und gesetzmäßig lehren ...“, spricht Winckelmann in seiner Vorrede zur Kunstgeschichte unter andern leitenden Grundsätzen auch den folgenden bedeutsamen aus: „In Absicht der Vorzüglichkeit einer Statue ist es nicht genug, so wie Bernini

¹⁾ Carl Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen² III 199. — ²⁾ Eduard Engel, Gesch. d. Deutschen Lit. 12 (1912) I 431.



Museo lapidario zu Triest mit dem Grabdenkmal Winckelmanns (1717–1768).
Phot. Anton Krenn, Zürich.

vielleicht aus unbedachtsamer Frechheit gethan, den Pasquin für die schönste aller alten Statuen zu halten; man soll auch seine Gründe bringen: auf eben diese Art hätte er die Meta Sudante vor dem Coliseo als ein Muster der alten Baukunst anführen können.“ Hatte der Künstler Bernini gewiß recht mit seiner hohen Einschätzung des Pasquinotorso, so andererseits Winckelmann mit der Forderung einer Begründung solchen Werturteils: da liegt ja die Wurzel aller tiefern Einsicht in die Kunst, der Anfang der Weisheit jeglicher Kunstbetrachtung. Nun freilich, welcher mächtiger Wandel und Fortschritt hat sich in der kunstgeschichtlichen und kunstästhetischen Betrachtung und Erkenntnis vollzogen von Winckelmann bis auf Heinrich Brunn, den feinsinnigen Archäologen, und von Winckelmann bis Jacob Burckhardt und Heinrich Wölfflin, welche Klärung der kunstgeschichtlichen Grundbegriffe! Und doch sind wir wohl noch weit vom Ziel, wer weiß, vielleicht stecken wir noch immer in den Anfängen! Umgeben von lauter Werken der spätern Antike, angesichts des Apoll und des Torso vom Belvedere, der Gruppen des Laokoon und des Jarne-

fischen Stiers, der beiden großen Gallierdarstellungen usw. hat Winckelmann als „das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke“ proklamiert „eine edle Einfalt und eine stille Größe“³⁾, und wie seltsam, er hatte recht und unrecht zugleich mit seiner Formel! Man kann sie gelten lassen, ja glücklich, genial gewählt nennen für die Kunst des fünften Jahrhunderts v. Chr., von der indes Winckelmann kaum einen blassen Schimmer gehabt hat, für die „Klassik“ eines Pheidias hat er wie mit ahnendem Geist, divinatorisch die zutreffende Formel gefunden und geprägt; dagegen haben uns neuere Kunde erst, wie die von Pergamon, die Augen geöffnet für die richtige Einschätzung auch eines Laokoon, die Gallierstatuen usw.: nichts weniger als „stille Größe, edle Einfalt“ spricht aus solch schmerzzerrißnenem Antlitz, überhaupt aus Schöpfungen der rhodischen und der pergamenischen Schule mit ihrem bis an die Grenze des Möglichen gesteigerten Pathos. Seit Winckelmann haben wir eben ein

³⁾ „Gedanken über die Nachahmung d. griech. Werke in d. Malerei ut Bildhauerkunst“ (1755) S. 19. Immerhin unterscheidet Winckelmann in seiner „Kunstgeschichte“ S. 212 ff. entwicklungsgeschichtlich vier Stile.

unvergleichlich reicheres, ein eigentlich vielgestaltiges Bild der Entwicklung der griechischen Kunst gewonnen, und je mehr sich uns die Verschiedenheit der einzelnen Kunstphasen offenbart und die Mannigfaltigkeit der Formen auch innerhalb jedes einzelnen Zeitabschnittes, umso weniger sehen wir die Möglichkeit und fühlen wir auch das Bedürfnis, solche Differenziertheit und Mannigfaltigkeit zusammenzufassen unter einem alles zugleich kennzeichnenden Schlagwort... Aber Winckelmanns Kunstgeschichte hat wie auf die Zeitgenossen, so auch auf die Nachwelt noch lange nach ihres Schöpfers Tod eine Wirkung ausgeübt wie kaum ein zweites Buch über die Kunst, sie steht am Beginn der kunsthistorischen Wissenschaft, der

Kunstforschung überhaupt, sie erst hat ein wirkliches Verständnis der antiken Kunst und der Kunst im allgemeinen angebahnt. Selber noch einen Blick zu tun in das gelobte Land der griechischen Kunst, wie es just damals, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, durch englische Tatkraft sich erschloß, ist Winckelmann, dem Frühvollendeten, nicht mehr vergönnt gewesen. Wie eine Fata Morgana tauchte 1767/68 noch die Möglichkeit einer Hellasfahrt vor ihm auf: „Der böse Feind reitet mich ich mit Gedanken einer Reise nach Griechenland, und noch mächtiger als der leidige Teufel ist Riedesel⁴⁾, welcher mir keine Ruhe läßt ...“, schreibt er am

⁴⁾ Johann Hermann Riedesel, Freiherr zu Eisenbach und auf Altenberg, 1740–85.



Grabdenkmal Winckelmanns (1717–1768) im «Museo lapidario triestino». Phot. Anton Krenn, Zürich.

8. VIII. 67 an Paul Usteri, sein „liebes Milchlamm“ (ähnlich unter demselben Datum an Christian v. Mechel). Statt nach Griechenland ging die Fahrt im April 1768 nach dem Norden, und dies sollte seine letzte Reise sein: am 8. Juni erlag er der Mörderhand eines habgierigen Italieners.

Intimste Beziehungen unterhielt Windelmann zu unserm Lande, herzlichste, gefühlvolle Freundschaft verband ihn mit Schweizern, zumal Zürchern. „Windelmanns Briefe an seine Freunde in der Schweiz“ hat bereits 1778 Prof. Leonhard Usteri (1741—89) veröffentlicht, 83 nebst Anhang, im selben Jahr noch hat ein anderer der Korrespondenten, Hans Caspar Fückli (1706—81) in kleiner Broschüre auch die „Geschichte“ dieser Briefe mitgeteilt; unter Ausscheidung der nicht mehr in der Handschrift auffindbaren Briefe an den Basler Kupferstecher Christian v. Mechel (1737—1817) hat dann in unsern Tagen Prof. Hugo Blümner eine Neuausgabe von „Windelmanns Briefen an seine Zürcher Freunde“ besorgt (1882); „in vermehrter und verbesserter Gestalt nach den auf der Zürcher Stadtbibliothek aufbewahrten Originalen“ bietet er (nebst Anhang und Anmerkungen) insgesamt 77 Briefe an die beiden Fückli, Hans Caspar und Hans Heinrich (1745—1832), an Sal. Gessner (1730—88) und die beiden Usteri, Leonhard und dessen jüngern Bruder Paul (1746—1814). In Betracht käme auch noch Caspar Fücklis Sohn, der bekannte Maler Heinrich Fückli (1741—1825), dem England zur zweiten Heimat geworden; auch dieser „Londöner Fückli“ („Fuseli“) stand mit Windelmann im Briefwechsel, doch die Briefe an ihn scheinen sich nicht erhalten zu haben. Ferner wird wiederholt in Briefen an v. Mecheln ein weiterer Basler, „der würdige Freund Rhyner“, der laut Briefen an C. Fückli im Sommer 1763 in Italien gereist, in den Gruf mit eingeschlossen. Endlich erstreckten sich diese Beziehungen Windelmanns durch Leonh. Usteris Vermittlung zu Wielands, Roussaus Freundin Julie v. Bondeli (1731—78) in König bei Bern⁵⁾. Wie hoch hat

Goethe den Epistolographen Windelmann gewertet, wie trefflich charakterisiert er seine Briefe, insbesondere die an die Schweizer⁶⁾. „Seine Briefe haben bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich Diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht und also ebenso wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann.“ „Neußerst interessant und liebenswerth“ ist Goethe diese Sammlung der Briefe an die Schweizer, ihm tritt daraus entgegen „das Gefühl von eigener Superiorität und Würde, verbunden mit ächter Hochschätzung Anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Muthwillen und Rederei“, zugleich erscheint ihm die Sammlung „genugsam unterrichtend, obgleich Windelmanns Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können“. Lange schwebten Unterhandlungen mit Sal. Gessner und der Firma Drell, Gessner, Fücklin & Compagnie wegen Uebernahme der „Kunstgeschichte“, ja, nicht gar viel hat gefehlt, und dies Standardwerk wäre zu Zürich ans Licht der Welt getreten. Und wie herzlich zugetan war Windelmann seinen Zürchern! Im Palazzo Albani zu Rom bei den vier Brunnen (alle Quattro Fontane), wo Windelmann von 1758 an hauste bei dem ihm freundschaftlich gewogenen Kardinal Alessandro Albani, durften die Zürcher vor allen auf offenes Haus und gastliche Aufnahme rechnen: „Für euch Zürcher will ich Schuhe und Strümpfe durchlaufen; stuhet nur immer eure Jugend zu, diese Reise zu thun“ (W. an H. Fückli 18. IV. 67). „Ihr Zürcher sollt allezeit den Vorzug bey mir haben“ (W. an denselben 3. VI. 67). Ueber die Schweiz ergeht sich Windelmann in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. „Es ist mir gelungen, was ich gewünscht,“ schrieb er am 27. VII. 58 an C. Fückli, „in dem Lande wo sich der Saame der Red-

⁵⁾ Vgl. Eduard Bodemann, Julie von Bondeli S. 39 f. 140. 252 f. 324 f. und Blümners Briefausgabe S. 80 f. 98. 223.

⁶⁾ Zum Briefwechsel Windelmanns mit seinem Seehausener Freund Hieronymus Dietrich Berenbich (1720—83), den Goethe 1805 teilweise veröffentlicht hat mit einleitenden Skizzen zu einer Schilderung Windelmanns („Windelmann und sein Jahrhundert“).

lichkeit erhalten, und wo die Freiheit, die den Geist erhebt, auch fähigere Seelen zur Freundschaft bildet, einen Freund zu besitzen . . . es wird der Tag kommen, und er ist vielleicht nicht weit, da ich das Land, wo ich die höchste Würdigkeit unseres Geschlechts und den Edeln Füßli finde, sehen werde.“ Und zu Gessner, dem gegenüber er sich stets besonders zusammennahm zu ausgesucht feinen Gedanken und gewählten Worten, spricht er (25. IV. 61) von den Schweizern als „einem Volke, wo neben der Freiheit die Vernunft, die Mutter edler Geburten, auf einem erhabenen und stolzen Throne sitzt; unter demselben bekannt und geachtet zu seyn, sind für mich die Säulen des Hercules (= die äußerste Grenze des Erreichbaren und Erstrebenswerten), und ich wünschte die gute Meinung von mir erfüllen zu können.“ „Eins von meinen Spanischen Schlössern ist Zürich“ (an Gessner 14. XI. 61), und später, von August 1766 ab, kommt die Rede immer häufiger auf das Wiedersehen in der Schweiz: „Gegen künftigen Winter haltet eine kleine Cammer ledig für einen Pilgrim aus Rom“ (an L. Usteri 27. IX. 66). „Bei meiner schweren Arbeit hebe ich meine Augen auf gegen die Berge hin, wo mir hoffentlich künftig bei Euch auf wenige Zeit wohl seyn soll; so wie der arme Indianer jenseit seiner Gebürge Ruhe zu finden hoffet“ (an P. Usteri am selben Tag). „Ich werde mein Lebensziel zehen Jahre hinausrücken, wenn Gott mich des Wunsches gewähret, mein Haupt in dem Schooße der Freundschaft zu Basel zu legen, woran ich beständig mit offenen und mit geschlossenen Augen gedenke, als Der Ihnen eigene und ewige W.“ (an v. Mecheln 21. I. 67), und im Geist umarmt er bereits seine Freunde in der Schweiz, „und vornehmlich meinen theuren Mecheln“ (an diesen 12. V. 67). Schließlich, 1768, wird die Reise nach Deutschland mit einem Schlag zur Tatsache, und nun ist der Besuch in der Schweiz geplant für den Rückweg im Herbst. Der letzte Brief der Sammlung ist datiert vom 30. März 1768: „Mein theurester Herzens-Freund!“ ist da v. Mecheln angeredet; auf den 8. April sei die Abreise angesetzt mit dem Bildhauer Bart. Cavaceppi, „und folglich gedenke ich

im Herbst auf das späteste bei Ihnen zu seyn mit meiner ganzen Frölichkeit.“ Die ging nun freilich gar rasch in die Brüche. Durch seinen langjährigen Aufenthalt in Rom (seit 1755) war Windelmann so völlig in den Bann Italiens gekommen, daß ihn im Tirol schon das „römische Heimweh“ befiel, unendliche Schwermut, vermischt mit Ekel und Abscheu vor nordischen Verhältnissen und Dingen. Noch bis München ließ er sich von dem Begleiter mitschleppen, bis Regensburg; in Wien aber entschied er sich zur Umkehr: Schauer der Angst vor der weiteren Reise in den Norden trieben ihn fluchtartig zurück. Wie er dann zu Triest in der Locanda grande am Petersplatz das Opfer der Geldgier des Schurken Francesco Arcangeli geworden, dies Gräßliche lese man nach bei Justi III 377 ff.; einiges haben wir selbst schon einmal in der „Schweiz“ mitgeteilt⁷⁾ zu den beiden Bildern, die wir hier wiederholen als Beigabe zum Windelmannbildnis der Angelika Kauffmann (1741—1807, auf Schweizerboden zu Chur geboren 30. Okt. 1741⁸⁾). „Caspar Füßli ließ mich von der geschickten Hand eines deutschen schönen Mädchens zu Rom in Del malen“⁹⁾, und am 13. VII. 64 tut Windelmann H. Füßli zu wissen: „Mein Portrait ist heute geendiget. Die Künstlerin hat es angefangen in 4to zu äßen und Herr Reiffstein¹⁰⁾ will das gleiche thun.“ Unter allen Bildnissen des berühmten Altertumsforschers dürfte das der Schweizerin Angelika Kauffmann das beredteste und geistvollste sein, zum mindesten ist es eine ganz erstaunliche Leistung für die noch nicht Dreiundzwanzigjährige, heute ein köstlicher Besitz der Zürcher Kunstgesellschaft im Kunsthaus am Heimplatz, in einer Kopie (von Daniel Freudweiler, 1793—1827) im Rektoratszimmer der Höheren Töcherschule Zürichs und in einer weiteren in der Zürcher Zentralbibliothek, das Bildnis des ersten großen deutschen Erziehers zur Kunst, der zugleich als einer

⁷⁾ XV 1911, 540 f. — ⁸⁾ Für Ang. Kauffmann vgl. auch „Die Schweiz“ VI 1902, 49/51. XIII 1909, 240. —

⁹⁾ Justi III 64, wo noch weitere Äußerungen Windelmanns über die Malerin, diese „seltene Person“: „sie kann schön heißen und singt um die Wette mit unseren besten Virtuosen.“ — ¹⁰⁾ Joh. Friedrich Reiffstein (Reiffenstein, 1719—93), Kunstfreund und Dilettant, nach Windelmanns Tod der beliebteste Cicerone in Rom.

der besten deutschen Prosaisisten verdiente, neben Lessing und Herder den deutschen Klassikern des achtzehnten Jahrhunderts

beigezählt zu werden, deren geheiligten Kanon erweiternd zu einem glänzenden Siebengestirn.
O. W.

Mommsen und die Schweiz.

Zur 100. Wiederkehr von Theodor Mommsens Geburtstag (30. November 1817).

Mit drei Bildnissen nach Originalen im Besitz von Dr. F. Imhoof-Blumer, Winterthur.

Die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Mommsens (geb. 30. Nov. 1817 zu Garding in Holstein), des Bahnbrechers römischer Geschichtsforschung, ruft die Erinnerung daran wach, daß der große Gelehrte durch zwei Jahre (1852—54) als Professor des Römischen Rechts an der Universität Zürich wirkte. Gleich andern bedeutsamen Wortführern des Freisinns in Deutschland war auch er damals genötigt, den Boden der gastlichen Schweiz aufzusuchen, nachdem er im Jahre 1850 wegen seines Eintretens für die Sache der Freiheit seiner Professur in Leipzig durch das skrupellos unduldsame Ministerium

Beust entsetzt worden war. Damals hatte der Gemahregelte bereits eine imposante Gelehrtenarbeit hinter sich. Zielbewußt in wissenschaftlichem Streben und in der Politik, ließ er sich durch das erlittene Ungemach nicht aus den einmal mit starkem Willen betretenen Bahnen drängen.

Schon während seiner Universitätsstudien in Kiel (1838—43) war ihm das Verständnis dafür aufgegangen, daß die zunftmäßige Scheidung einzelner Wissenschaften durch strenge Grenzlinien jede Vertiefung und Erweiterung der Studien behindere. Im besondern erkannte er, daß römische Geschichte und die Rechtsgeschichte Roms zusammengehörten. Wissenschaftliche Reisen in Frankreich und Italien überzeugten ihn weiters, daß als Grundlage für römische Geschichtsforschung vorerst ein umfassendes, einheitliches Inschriftenwerk geschaffen werden müsse. Neben inschriftlichen Studien betrieb er mit Eifer linguistische, wie über das Ostische, und antiquarische. So gerüstet, konnte er 1852 die Sammlung der Inschriften des Königreichs Neapel und damit ein Musterstück für das spätere Riesenwerk des Corpus inscriptionum Latinarum herausgeben, dessen erster Band 1861 erschien. Schärfe des Urteils in der Unterscheidung des Echten von Falschem, peinliche Ausarbeitung des Details, Ausblick nach allen Seiten, wo Hilfen für die



Theodor Mommsen während seiner Zürcher Zeit (1852—54).

Lithographie (nach der Natur) von Carl Friedrich Zrminger (1813—1863),
gedruckt von Ruff & Hofer, Zürich.